

**Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen.
Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen
vorstellen.**

aus „Der Mythos des Sisyphos“ von Albert Camus

Vom kosmologischen Nabel zur pälzischen Weltachs'

EVA PAULA PICK

In der griechischen Antike stand im delphischen Heiligtum des Apoll am Orakelort der Pythia ein Stein. Er wurde „Omphalos“, „Nabel“, genannt. Dem Mythos nach kam er dadurch zu seinem Namen, dass Zeus, um den Mittelpunkt der Welt zu bestimmen, je einen seiner beiden Adler von den zwei Enden der Welt losfliegen ließ. Sie trafen in Delphi zusammen. Seitdem verkörpert der dort aufgerichtete Stein – auch durch seine Gestalt – den „Nabel der Erde“. In Nachbildungen und Schilderungen von Zeitgenossen besitzt er die Form eines Zylinders mit abgerundeter flacher Kuppel.

Die Vorstellung, dass ein Stein, oder auch Berg, das rituelle Zentrum der Welt symbolisiert, existiert in verschiedensten Religionen. Die Kaaba in Mekka, welche den schwarzen Stein Hadschar beherbergt, ist Muslimen der irdische Ort, welcher der Mitte des Himmels gegenüberliegt.¹ Aus christlicher Sicht stellt der Hügel Golgatha einen ähnlichen Kristallisationspunkt dar. Zum einen, weil dort Gottes Sohn gekreuzigt wurde. Zum andern aber, weil Gott an dieser Stelle der Überlieferung nach auch Adam erschaffen hat.² – An Kultorten in Teilen Asiens finden sich ebenfalls solche „Steinmarken“. So liegt für die Nepali die „Mitte der Welt“ am heiligen Berg Meru. Auf Java gilt der künstlich erbaute Tempelberg Borobudur als Mittelpunkt der Welt. Der Pilger, der ihn ersteigt, erreicht mit der obersten Terrasse des Berges eine, dem Irdischen entthobene neue Seinsform.

Solche „steinigen“ Zentren der Welt sind oft die Orte, an denen sich kosmologisch-religiös das Göttliche besonders deutlich offenbart. Als Jakob, der biblische Stammvater der Israeliten, auf dem Weg nach Kanaan in der Wüste übernachtet, träumt er von Engeln, die auf einer Leiter zwischen Himmel und Erde auf- und niedersteigen. Auch Gott selbst erscheint ihm im Traum und bestätigt ihn in seiner Rolle. Erwachend, so schildert es der Bibeltext³, ist Jakob so von dieser Gottesbegegnung ergriffen, dass er den Stein, den er beim Schlafen als Kopfkissen verwendet hat, zu einem Steinmal aufrichtet. Die Stelle, an der sich die Pforte zum Himmel aufgetan hatte, soll gekennzeichnet werden und wird nun Bethel, was so viel wie „Ort Gottes“ meint, genannt. Innerhalb der jüdischen Religion finden sich zahlreiche weitere Offenbarungsorte, die ebenfalls durch einen Stein gekennzeichnet sind. Es soll sogar im Tiroler Land einen Stein geben, auf dem Jakob schlief und mit Gott Zwiesprache hielt.⁴

¹ Zu diesen und weiteren Hinweisen in diesem Absatz vgl. Mircea Eliade, Die Religionen und das Heilige, Frankfurt a. M. 1986.

² Nach einer Legende soll Adam auch dort begraben liegen.

³ Vgl. 1. Moses 28, 10ff.

⁴ Vgl. Handwörterbuch des Aberglaubens, Bd. 8, S. 392.

Wir merken: Das rituelle Zentrum der Welt ist in gewisser Weise austauschbar, und nicht einmal innerhalb ein und derselben Religion geographisch am immer gleichen Ort angesiedelt. Interessant sind in diesem Zusammenhang auch schamanistische Gesellschaften. Der Religionswissenschaftler Mircea Eliade vergleicht in seinem Buch über „Schamanismus und archaische Ekstasetechnik“⁵ verschiedene dieser Gesellschaften auf ein ihnen gleiches kosmologisches Strukturmerkmal hin. Sie alle erleben die Welt als von einer Weltenachse zentriert, die sich am jeweiligen heiligen Berg befindet. Genauso aber, quasi mikrokosmisch gesehen, betrachten sie die Mitte jeder einzelnen Jurte als eine Art Weltenmitte. Und hier, in der Jurte, wie dort, am heiligen Berg, kann der Schamane – in Trance leiblich-imaginierend – zwischen irdischer, himmlischer und unterirdischer Sphäre hinauf- und hinabsteigen. Er vollzieht dabei die gleiche vertikale Bewegung wie sie die Engel im Traum Jakobs auf der Himmelsleiter tun. Mit einem bedeutsamen Unterschied: Anders als in Religionen, die das Göttliche ausschließlich im Himmel ansiedeln, konzentriert sich der Schamane auf seiner „Reise“ auch auf die große Kraft und Macht der Erde.

Interessanterweise birgt auch der oben schon erwähnte „Omphalos“-Stein eine kosmologisch umfassendere Dimension in sich als zunächst dargestellt. Seine Verehrung geschah nämlich bereits in einer Zeit vor den olympischen Mythen der alten Griechen, in einer Phase des Neolithikums, in welcher häufig die Erde besonders göttlich verehrt wurde. Delphi war bereits Kultstätte frühgriechischer, matriarchal betonter Kulturen. Eine der damals verehrten Muttergöttinnen trug den Namen Pytho. Es ist davon auszugehen, dass der Name der Seherin des späteren delphischen Orakels, „Pythia“, eines der Überbleibsel dieses alten Mutterkultes darstellt. Auf die Existenz einer älteren kultischen Stätte weist auch der Name des Heiligtums selbst hin. Denn Delphi leitet sich etymologisch von „delp“ ab, was „Uterus“ oder „weiblicher Schoß“ bedeutet. Es wundert also nicht, dass die Archäologen in Delphi auch Idole der dort verehrten Erd- und Muttergöttin ausgegraben haben. Daneben weiß man auch, dass der „Omphalos“ der „klassischen“ griechischen Ära vor den Augen der profanen Gläubigen im Weissagungstempel der Pythia versteckt wurde. Es könnte ein Hinweis auf Eindämmungs- und Umschreibungsprozesse sein, die generell im Laufe der Ablösung neolithischer, matrilinear beziehungsweise matriarchaler Kulturen durch patriarchal betontere stattgefunden haben.

Denn, in kulturgeschichtlicher Parallele zu anderen Völkern und Ländern des Vorderen Orients und Mittelmeergebiets, wurde die zu vermutende Verehrung der „großen Mutter“ ab ungefähr dem zweiten Jahrtausend vor Christus von der Verehrung der olympischen Götter abgelöst. Man nimmt an, dass der Einfall indoeuropäischer Gruppen ab der Eisenzeit hierfür ursächlich war. Unter der Annahme, dass diese mehr kämpferisch-herrschaftsbetonnten Kulturen die neolithischen, frauenzentrierten Kulturen nicht nur allmählich abgelöst, sondern auch besiegt haben, läge es nahe, dass in der Mythologie derer, die siegten, die alte Göttinnen-Verehrung propagandistisch abgewandelt und für neue Zwecke umgelenkt wurde. Auch dazu sind Mythen manchmal gut. In Delphi erschuf man jedenfalls die Gestalt eines

⁵ Mircea Eliade, Schamanismus und archaische Ekstasetechnik, Frankfurt a. M. 1974.

gefährlichen weiblichen Drachen, der, dem zweckdienlich neuen Mythos nach, von Apollon besiegt wurde. Dieser von 1.000 Pfeilen getötete Drache wurde anschließend zusätzlich unter dem „Omphalos“ verscharrt.⁶ Damit war das, was einst als Muttergöttin verehrt wurde, nicht nur negativ umkonnotiert, sondern auch mythologisch entmacht.

Bei anderen „Mittesteinen“ findet sich diese ins Neolithikum reichende Tiefenschicht ebenso. Der schwarze Meteorstein „Hadschar“, der sich in der Wand der Kaaba von Mekka befindet, soll, nach einer muslimischen Überlieferung, ebenfalls eine Art Repräsentanz der dortigen vorarabischen „Magna-mater-Kultur“ gewesen sein. Es gibt Legenden, welche erzählen, dass der Stein bei seinem Niederfallen ein Loch im Firmament hinterlassen habe. Durch dieses Kommunikationsloch finde in Mekka noch heute auf besonderer Weise die Begegnung mit dem Göttlichen statt. Das Vorstellungsbild ist passgenau zu frühen mutterorientierten Kulturen, in welchen der Kosmos als steinerne Grotte imaginiert wurde. Meteorsteine, wie der schwarze „Hadschar“, waren vorgestellter Teil dieser Höhlendecke, von der sie sich lösten und herunterfielen. Als Teil des universalen großen Mütterlichen wurden sie für besonders heilig gehalten und an alten Kultplätzen verehrt.⁷

In allen dargestellten Fällen hat man den Eindruck, dass es mit der Verehrung von Steinen als „Mittesteine“ um den geradezu archetypischen Wunsch des Menschen geht, am Ort des Steins mit etwas Größerem als ihm selbst in Verbindung zu treten, mit dem, woher er zu stammen meint, was ihn geprägt hat, womit er sich verbunden fühlt und was ihn – projektiv – zentriert.

Ein Aperçu am Rande: Ein Mundartgedicht von Paul Münch, „Die Weltachs“ betitelt, verlegt den Mittelpunkt des Weltalls in die Pfalz. In diesem kleinen, humorvollen „Mythos“ sind es die Pfälzer, die Sorge dafür tragen, dass „Gottes Weltplan richtig geht, / Un dass es Weltall werd gelenkt, / So wie sich's Gott hat ausgedenkt.“

Münch macht in seinem Gedicht nichts anderes, als große Schöpfungsmythen aufzugreifen, mit ihnen sehr konkretistisch umzugehen⁸ und ihnen dadurch auch eine ironische Wendung zu geben.

Halb aus pfälzischem Lokalpatriotismus und halb im Scherz, könnte ich mir denken, ließ in den 1960er-Jahren ein Förster aus der Waldleiner Gegend auf dem kleinen Roßbrück bei Kaiserslautern-Mölschbach in einen großen Buntsandstein, der die Gestalt eines Felsentisches hat und in den bereits im 19. Jahrhundert zwar nicht Zeus, aber die bayrische Verwaltung einen Vermessungspunkt gesetzt hat,

⁶ Dies in einer Version des altrömischen Historikers Marcus Terentius Varro.

⁷ Vgl. Reinhold Merkelbach, Mithras, 2. Aufl., Weinheim 1994, S. 113.

⁸ Zum Beispiel: „... O weh! O weh! Wä'r das e Schlag, / Wann plötzlich ame scheene Dag / Mer Pälzer Leit de Rappel kräte / Un mir nix, dir nix streike däte! / Das Unglick wä'r nit auszumole: / Do dät uns alle de Guguck hole: / Die Erd, die Sunn, de Mond un alles, / Das krät am selbe Dag de Dalles. / Im ganze Weltall dät's do bollere / Un alles durchenanner kollere ...“.

zwei leicht modifizierte Zeilen aus Paul Münchs Gedicht⁹ eingravieren. Seit dieser Zeit wird dort jedes Jahr neu das Münchsche Mundartgedicht vorgelesen und die Weltachse am Stein neu geschmiert. Ein scherzhaftes Spiel mit dem, dass „Mythos“ – positiv betrachtet – zum einen ein sinnstiftendes Erklärungsmodell von Welt bietet und andererseits – abwertend verwendet – eine überholte oder so nie ganz existiert habende Wirklichkeit konstruiert und benennt. Manches ist eben „nur Mythos“. Aber genießen wir ihn – und bleiben wir, ganz im Sinne der Wortverwendung, einfach skeptisch.

⁹ „Hier wird die Weltachs ingeschmeert / Un ufgebaßt, dass nix passeert“.

die schatten der calypso cave

EVA PAULA PICK

im cognacfarbenen sand kleine blutgerinsel · versteinerte mutterkuchen · ja erst musste odysseus hinauf · um sich herunter zu loten · sieben jahre · eine lange geburt · wir weihber sollten aufhören treu zu sein · hätte er wenigstens nachricht geschickt · (höhlensteckdose vorausgesetzt) · diese pe könnte fürwahr ihrer wege gehen ·

aber leugnen wir nicht das rad der ewigen wiederkehr ·

du selbst kannst dich · (mobil navigiert) · nicht mal dem höhlendasein tatsächlich näher bringen · dem schatten calypso · der frau die zu bezirzen weiß · (huch!) · anyway „closed“ · „dangerous!“ · ahnungslos bleibst du · wer sich in wen hakte & wie · klettverschluss · irren bleibt dauerzustand

Du schweigst, Teiresias?

Ein mythogener Dialog

SIMON WERLE

Im Lauf eines Vision Quest, den ein junger Mann auf einer griechischen Insel unternimmt, erscheint ihm das zentrale Orakelmedium der altgriechischen Mythologie, der blinde Seher Teiresias. Zwischen dem Visionssucher und dem Seher entspannt sich über Zeiten und Räume hinweg ein Dialog changierender Identitäten.

Personen:

Teiresias

Roman Mora

Teiresias: Zu Recht hast du, Nachgeborener, in diesen drei langen Tagen und Nächten nach mir gesucht. Die alten Orakel sind noch nicht verstummt. Ich, Teiresias, kann dir sogar das Anliegen nennen, das dich hier auf diese Insel geführt hat. Du bittest, anders als die meisten meiner inzwischen raren Besucher, am Rand dieser Schlucht nicht um eine Prophezeiung. Du möchtest erfahren, ob dir jenseits deines Rufnamens Roman und deines Familiennamens Mora ein mythischer Name zukommt, den du als deinen eigentlichen erahnst. Ob der dir selber rätselhafte Wesensanteil, den dieser Name bezeichnet, tatsächlich der mythischen Sphäre angehört, der unseresgleichen entstammt. Und wenn ja, ob es für dich eine Möglichkeit gibt, zu dieser Sphäre Zugang zu finden. Wie du weißt, löst unsere scheinbar vergangene Sphäre sich für gewöhnlich beim Kontakt mit eurer Gegenwart wie Salz in Wasser spurlos auf. Gleichwohl siehst du in dieser letzten Nacht deiner mühsamen Reise mich, den Seher Teiresias, leibhaftig vor dir, der ich vielleicht nur ein Traumbild bin, in dem Vergangenheit und Zukunft sich überschneiden. Und du erwartest Antwort von mir, der ich von dieser für uns so fernen Zukunft, eurer Gegenwart, nur Schemen gewahre. Vor allem die der zahllosen Dinge, die deine Zeitgenossen in ihr wie auf einem überfüllten Dachboden anhäufen werden. Du wirst hineingeboren in eine Zeit des Überschusses der Dinge über die Gestalten. Für deinen Körper werden bei deiner Geburt zahlreiche diesem Überschuss entstammende Namen zur Wahl stehen, aber keiner für die Gestalt, die er birgt. Sobald du zu einem klaren Bewusstsein deiner Selbst gelangst, möchtest du statt Roman Mora lieber „Niemand“ heißen, „Outis“. Aber in unserer Sphäre hat diesen Namen bereits Odysseus in Beschlag genommen, um Polyphem zu überlisten, bevor er am Ende, müde und erschöpft in Ithaka, all seine Tricks und Kniffe bitter bereute, sogar die Erfindung des trojanischen Pferds. Und du, Roman Mora, fürchtest du nicht, dein von dir gesuchter mythischer Name erweise sich als solch ein trojanisches Pferd, weil ihm ebenfalls ein Verhängnis entspringt: das von dir so schmerzlich vermisste Schicksalsbruchstück, nach welchem du dich so früh auf die Suche gemacht hast? Du bist auf dieser Suche immer wieder einen Strand entlanggewandert, nicht aus Wasser,

sondern aus Papier. Du ließest dich von den Versen unserer Dichter und den Theoremen unserer Philosophen umspülen, in der Hoffnung, dem mit deiner Gegenwart dissonanten Teil deiner Selbst auf die Spur zu kommen, so als sei er nicht ein asynchrones Fragment, sondern der zeitlose Kern deines Wesens. Und als sei dieser Kern insofern nicht nur mit deinem persönlichen Anfang verbunden, sondern mit dem Uranfang überhaupt. Du erfuhst diesbezüglich von Thales von Milet: Anfangs war das Wasser. Von Anaximander: nein, das Unbestimmte. Von Anaximenes: nein, die Luft. Von Heraklit erfuhst du schließlich: der Uranfang sei der Streit. Da erschrakst du. Denn der Nachhall dieses Urstreits schien dir ein Grundton deines Wesens und als solcher bei deinen Zeitgenossen so verpönt wie ein Verbrechen. Und da dein eigentlicher, dein mythischer Name notwendigerweise diesem Grundton zu entspringen habe, sei es ratsamer, ihn nicht nur vor deiner Umwelt, sondern sogar vor dir selber zu verbergen. Trotz aller Mühsal, die der Weg hierher dich gekostet hat, ist dieser Zwiespalt in dir noch lebendig. Insofern darf auch ich, Teiresias, dir diesen Namen nicht nennen. Selbst meine Seherkraft kann nicht erkennen, ob die Kenntnis dieses Namens sich für dich als Segen oder als Fluch auswirken wird. Darum stehe ich ab jetzt stumm vor dir wie ein alter, matt gewordener Spiegel. Schau in ihn hinein, aber erwarte von ihm keine Antwort auf deine Frage nach deinem mythischen Namen.

Roman: Du, Teiresias, wärst nicht der erste aus eurer Sphäre, der sie mir schuldig bleibt. Denn zunächst habe ich mich in meiner Heimatstadt direkt an eure Götter gewandt als an die für die Erforschung meiner mythischen Substrate zuständige Instanz. Ich habe diese unter uns Heutigen lang verblassten Wesenheiten erst einmal in ihrer trivialen Einkleidung gesucht: Poseidon im Schwimmbad, Hermes auf dem Jahrmarkt, Aphrodite im Nagelstudio, Mars auf dem Fußballplatz und Demeter auf dem Bauernhof. Aber irgendwann führte an den Standbildern, die eure Epoche uns hinterlassen hat, auch wenn sie heute kein Festzug mehr besingt, kein Weg mehr vorbei. Guten Tag, Zeus! sagte ich also jenseits der Museumstür. Guten Tag, Hera! Hallo Poseidon! Hallo Apollon! Dir Gruß und Kuss, Diana alias Artemis! Stumm verneigte ich mich vor Kybele, mit einem Kamm versuchte ich in Abwesenheit der Wärter Ordnung in Medusas wilden Schopf zu bringen, und vor Nemesis übergab ich das Wort meiner beredten Gänsehaut. Eine betont joviale Formulierung zurechtgelegt hatte ich mir vor allem für die mir unausweichlich erscheinende Begegnung mit der Erinnye. Angesprochen hätte ich sie mit: „Schwester der Nacht, Rächerin der Frevel, Verfolgerin der Vater- und der Muttermörder, in Demut verneige ich mich vor dir, wenn du Rechenschaft forderst.“ Ich hätte nicht die geringsten Ausflüchte gemacht, sondern mich ihrem Spruch, wenn er denn ergangen und im Rahmen des Erträglichen geblieben wäre, bereitwillig gebeugt. Allenfalls ihr mitgeteilt, welche Last auf Schulter, Nacken und Seele ich bereits zu tragen habe und dass ich sie mir gewiss nicht freiwillig auflud. Zwischen all diesen ohrlosen Torsi hätte ich mich, zu Recht, wie ich glaube, dargestellt als reumütige, bußfertige, einsichtige, geständige und bis auf die Knochen im Kochtopf ihrer Schuldgefühle durchgesottene Person. Ich war darauf vorbereitet, für den Fall einer noch so kleinen Reaktion aus ihrer dämonischen Sphäre der Rachegöttin diese Gefühle im Einzelnen darzustellen, sie summierend zu einem das Büßer-Soll eindeutig

übersteigenden Leidensdruck, der weitergehende Repressalien ihrerseits erübrigen würde. Und ich hätte geendet mit der Bitte: „Diesmal, du unerbittlicher Rachegeist, lass Gnade vor Recht ergehen! Wenn ich jetzt die Museumstür hinter mir schließe, dann bleibe bitte statuengerecht angewurzelt stehen zwischen dem durchgesessenen Stuhl des Museumswächters und der Vitrine für die Tanagräerinnen, und mir lass den unbeschwerten Genuss der Frühlingsluft.“ Allerdings habe ich in den musealen Skulpturbeständen keine einzige als solche ausgewiesene Darstellung der Erinnye vorgefunden. Erleichterung indes hat das in mir nicht ausgelöst. Meine Vermutung lautete: Vielleicht ist diese Rachedämonin mir anstatt im Gehege antiker Artefakte schon längst in zeitgenössischer freier Wildbahn genauso unsichtbar wie unerbittlich auf den Fersen. Ist dem nicht so? Du schweigst, Teiresias? Du sagst nichts zu dieser Möglichkeit?

Ich glaube, dass ein mythischer Rachedämon mich sehr wohl verfolgt. Zum Beispiel in der zeitgemäßer Form wiederkehrender Albträume von Katastrophen und Unfällen, in die ich verwickelt werde. Mit diesen Träumen hat es allerdings nicht sein Bewenden. Denn ich werde auch tagsüber manchmal von Spukgesichtern geplagt. Um manche dieser tatsächlichen Gesichter wehen die schon leicht angegrauten Locken der Frau, die gemäß meiner Vermutung in der Nomenklatur eures Mythos meine Mutter war. Manchmal erscheinen sogar ihre langen messerscharfen Fingernägel, die sich wie Raubtierkrallen aus den Nagelbetten lösen und ihr Glück an mir als Zielscheibe versuchen, wenn sie als Geschosse durch den Raum schnellen. Ganz so, als sei diese nach Auskunft eurer Dichter einst grausam ermordete Frauengestalt persönlich jetzt für die säumige oder anderweitig beschäftigte Erinnye in die Bresche gesprungen. Ich renne angesichts solcher inneren Bilder, selbst wenn sie mich mitten in der Fußgängerzone überfluten, schreiend davon. Ich vermute, dein Ohr kann diese Schreie auch jetzt, wo ich sie gar nicht ausstoße, genauso deutlich vernehmen wie die der ungeschlüpften Vögel im Ei. Ist dem nicht so?

Aber du schweigst weiter, Teiresias, ungerührt und geradezu verstockt! Habe ich im Laufe der Jahre mein Sühne-Soll nicht schon längst erfüllt? Ich habe zwischen mich und die uranfängliche Gräueltat, die ich möglicherweise begangen habe, alles an Abstand gelegt, was mir irgend greifbar war. Anfangs habe ich sogar eine Banalisierung des tragischen Sachverhalts versucht. Aber lässt sich eine Blutschuld unauffällig hineinstopfen in einen alten Fausthandschuh, zwischen die bunten Knäuel einer Wollschublade oder in eine periphere Hirnfalte für unverdaubares Gedankengut? Mir war es nicht möglich. Ich habe also jeden Aspekt beleuchtet, der zu meiner Entlastung auch nur im Entferntesten beitragen könnte. Ich wollte meine Handlungsweise auf das Fehlen von Wiegenliedern in den Anfangsmonaten meines Lebens schieben oder auf die Überforderung einer gut situierten Allein-erziehenden, deren Mann sich zehn Jahre lang in einem Stellungskrieg körperlich und seelisch aufreißt. Aber rechtfertigen solche Faktoren eine Mordtat? Begangen nicht im Affekt, sondern nach monatelanger Vorbereitung, bei der der Täter die frisch geschliffene Schwertklinge immer wieder in mit Stroh befüllte Mehlsäcke rammt, nur um das derart automatisierte Zustoßen im entscheidenden Augenblick von jeder Gefühlsregung abzuspalten?

Nenn keinen Namen, Teiresias. Nicht nötig! Aus deinem Seherstab steigen meine Alpträume deutlicher vor mir auf als jemals im Schlaf. Da liegt sie also in ihrem Blut und in ihrem Erbrochenen, die tote Klytaimnestra, mit ihren entsetzten offenen Augen, die sich nie schließen werden, weil die Lider schon erstarrt sind, während das Schwert, *mein* Schwert, irgendwo zwischen Leber und Bauchspeicheldrüse in ihrem Leib steckt, aus dem ich vor langer Zeit einmal herausgekrochen bin. Aber jetzt, im Bann deiner Gegenwart, du blinder Seher, steht sie nach all den vielen Jahren der Erstarrung auf. Nicht im Palast von Argos, sondern in einer Aussegnungshalle nestelt sie nervös an ihrer Handtasche herum, um von neuem die Fotografien des Tathergangs hervorzukramen, die sie mir geradezu zwanghaft immer wieder unter die Nase hält. Dabei erläutert sie mir in provozierender Abgeklärtheit, dass dieser Mord an ihr, Klytaimnestra, meine einzige Möglichkeit gewesen sei, nicht seelischen Mord an mir selber zu begehen und zu einem eigenen Leben zu finden, auch wenn es ein Leben im Wahnsinn sein sollte, und dass jeder Areopag und jedes Unterweltgericht dieses Dilemma berücksichtigen müsse und insofern nicht das Recht habe, Erinyen auf mich loszulassen, um mich erbarmungslos zu tyrannisieren. Aber über diese ihre Anmaßung, ihren Versuch der Verharmlosung meiner Person, indem sie mich meiner Schuld und damit meines Schicksals beraubt, geraten wir miteinander heftig in Streit. Ihr vermeintlich überlegenes, alles verzeihende Verständnis, ihr Redeschwall, penetranter als jeder Blutschwall, bringt mich geradezu zur Weißglut. Es ist nicht auszuschließen, dass ich diese aufsässige Wiedergängerin in meinem Zorn noch mit eigenen Händen erwürge, so dass sie wie zu Beginn der Begegnung wieder reglos am Boden liegt. Dass das Entsetzliche sich also wiederholt. Aber lässt eine Traumgestalt sich erwürgen?

Jetzt schweigt sogar dein Seherstab, Teiresias. Eigentlich bin ich es, der hier zu schweigen hat, während du als mythische Weisheitsquelle unaufhörlich tiefgründige Orakelsprüche hervorsprudeln solltest, so zahllos wie die Heilungswege, die du mir wahrscheinlich zu verkünden hättest. Denn viel dringender als prophetisches Wissen habe ich Heilung nötig. Ich habe nämlich vergessen, mir wie dir zu vergegenwärtigen, dass ich als die innerlich von Furien gejagte Gestalt, als die dein stummer Seherstab mich mir selber enthüllt, und nicht als das plappernde Neuzeitwesen Roman Mora, als das ich erscheine, unter der Last meiner Tat de jure und de facto dem Wahnsinn ver falle. Dass ich, der pure Orest, in diesem Wahnsinn die Sprache verliere und bis auf weiteres nicht wiederfinde. Ohne diesen Verlust könnte ich Mythenfigur mit dir Traumbild gar nicht in Zwiesprache treten. Aber im Grunde tue ich das nicht mit Worten, sondern auf embryonale Art und Weise, wie vor der Ausbildung der Sprechwerkzeuge im Mutterleib. Wie damals, als ich mich mit den Kühen verbrüdete, deren Milch meine Mutter Klytaimnestra trank, und mit den Rehkitzen, deren Fleisch sie aß, und mit den Tintenfischen, deren Fangarme sie für das siedende Öl in Ringe zerlegte. Gleichwohl erschienen diese Kopffüßler mir damals im Mutterleib intakt, um mir ihre Tentakel als frei verfügbare Nabelschnüre zur Verfügung zu stellen, mit denen ich mich in andern Mutterleibern verankern konnte, ganz gleich ob mensch- oder tiergestaltig, jedoch um keinen Preis in einem Mitglied unserer Sippe. Welche Ahnengestalt hätte ein Orest auch um Obdach fragen können für seine unbehaute Ungeborenheit? Schon weit vor der Geburt